

Jeden Tag ein Präparat

Direkt neben dem Hauptbahnhof in Berlin, auf dem Gelände der Charité, der berühmten alten Klinik, steht mein Lieblingsmuseum: Das medizinhistorische Museum. Da hängen keine Gemälde, keine Rembrandts und Rubens. Stattdessen stehen da, grob gesprochen: Knochen und Skelette, Gläser voller Eingeweide: Lungen und Mägen, Herzen und Hirne, Därme und Lebern, Nierensteine in allen Größen. Kein Gruselkabinett, vielmehr Unterrichtsmaterial, gesammelt und aufgehoben, um Krankheiten zu verstehen und das Heilen zu lehren. Alles in allem 300 Jahre Medizingeschichte. Der Arzt Rudolf Virchow, auf dessen Initiative hin das Museum errichtet wurde, nannte diese Sammlung „sein liebstes Kind“. „Jeden Tag ein Präparat“, lautete das Motto dieses Begründers der modernen Medizin. Und so steuerte er als Pathologe über 20.000 Präparate dazu bei. Er war zutiefst davon überzeugt, dass Medizin etwas ist, das alle angeht. Was mich daran fasziniert: Erst einmal: Der Blick ins Innere des Menschen. Die Natur verwehrt uns ja den Blick unter die Haut. Und lange Zeit hat sich die Kirche dagegen gesträubt, den menschlichen Leib anzutasten, zu öffnen und nachzuschauen, wie es da drinnen aussieht. Aber ein Fortschritt in der Heilkunst war nur zu haben, wenn man Krankheit nicht länger als Schicksal hinnahm, wenn Leid und Schmerzen nicht nur ertragen, sondern auch erforscht wurden. Es war unabdingbar, nachzuschauen, wenn man Krankheiten verstehen wollte und zu erforschen: Wie sieht die Lunge eines gesunden Menschen aus? Und wie die Lunge eines Menschen, der um Atem ringen muss? Medizin konnte nur Fortschritte machen, davon war Rudolf Virchow überzeugt, wo der Mensch die Augen vor der Natur nicht verschließt, sondern hinschaute und all die sinnlich wahrnehmbaren Veränderungen im Körper studierte, die notwendig zur Geschichte einer Krankheit gehören. Zu Virchows Zeiten, vor gut anderthalb Jahrhunderten, war die Medizin noch unglaublich rückständig und man wusste kaum etwas über die Epidemien, Typhus und Cholera, die die Menschen zu Tausenden sterben ließen. Krankenhäuser galten damals als „Vorzimmer des Todes“.

Wobei, auch das lernt man in diesem Museum, der medizinische Eifer sich oft nicht nur aus der reinen Quelle der Nächstenliebe speiste. Gerade Kriege und die damit verbundenen Verletzungen und Krankheiten, gaben der Medizin und der Forschung immer wieder einen Schub und führten dazu, dass mehr in die medizinische Ausbildung und Versorgung investiert wurde.

Beeindruckt hat mich neben dem Museum auch Rudolf Virchow als Person. Er war der Gründer des Museums, war Arzt und Politiker. Er erklärte die Medizin zu einer sozialen Wissenschaft. Er setzte sich dafür ein, zuerst einmal die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern. Dazu gehörten damals wie heute: sauberes Trinkwasser, gesundes, ausreichendes Essen. „Not gebiert Krankheit“, davon hatte er sich überzeugt, als er die damals grassierende Typhusepidemie in Oberschlesien an Ort und Stelle untersuchte. Viele Kinder dort waren unterernährt und mussten auch im eiskalten Winter barfuß gehen. „Die Armut, wenn sie überhand nimmt, ist eine Krankheit für den Staat“, schrieb er und: Es sei die Pflicht der Regierung, der Armut vorzubeugen und für die Bildung zu sorgen: Bildung „mit ihren Töchtern Freiheit und Wohlstand“ seien der beste Gesundheitsschutz.

Virchow misstraute den Kirchen. Warum? Er wehrte sich gegen Menschen, die ihren Gott „immer nur auf der Zunge tragen“. „Wann hat die Kirche den intellektuellen Fortschritt zu fördern gesucht? Gar nicht. Dieser

Fortschritt hat sich vollziehen müssen trotz der Kirche, gegen die Kirche.“, bemerkte er bitter. Dieser engagierte Mediziner macht deutlich: Wir, die wir uns im 21. Jahrhundert Christen nennen, verdanken unser Leben eben auch solchen Menschen, die angesichts der Not nicht nur beten lehrten, sondern forschen, hinschauen, nachdenken und verbessern.

(Manfred Vasold, Rudolf Virchow. Der große Arzt und Politiker. Stuttgart 1988)